

Erschienen in: Eichinger, Ludwig M./Kallmeyer, Werner (Hrsg.):  
Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache?. – Berlin,  
New York: de Gruyter, 2005. S. 350-362. (Institut für Deutsche Sprache.  
Jahrbuch 2004), <https://doi.org/10.1515/9783110193985.350>

MATTHIAS WERMKE

## Deskriptivität und Präskriptivität aus der Sicht des Dudens

### Abstract

Die Feststellung von einer veränderten Sprachorientierung mit einer Tendenz zur Destandardisierung und einer Abschwächung der Verbindlichkeit standardsprachlicher Normen trifft für die Sprecherwirklichkeit nur bedingt zu. Erfahrungen der Duden-Sprachberatung belegen, dass viele Sprachteilhaberinnen und Sprachteilhaber nach wie vor nach sprachlicher Orientierung suchen, die sich an überkommenen Gebrauchs- oder wie bei der Rechtschreibung gesetzten Normen festmacht. Sprachberatung und allgemeines Gebrauchswörterbuch enttäuschen die vom Laien an sie herangetragenem Erwartungen, wenn sie sich rein beschreibend verhalten. Ihnen werden Empfehlungen abverlangt, soweit sie zur Lösung sehr konkreter sprachlicher Probleme konsultiert werden, die selbst nicht im Fokus des Interesses des Fragenden liegen. Beim Wörterbuch kommt erschwerend hinzu, dass es im Falle von Varianz wegen der linearen Darstellung der enthaltenen Information in jedem Fall präskribierend wirkt oder als präskriptiv gelesen werden kann. Will man dieses Dilemma durch eine Trennung von Produktions- und Rezeptionswörterbuch lösen, wird eine Wörterbuchkultur vorausgesetzt, die es wenigstens in Deutschland derzeit noch nicht zu geben scheint.

In der Ankündigung zur 40. Jahrestagung des Instituts für Deutsche Sprache stellen die Organisatoren fest, dass sich „nach dem Höhepunkt der gesellschaftlichen Ausrichtung auf die standardsprachliche Norm und auf damit verbundene Vorstellungen von angemessenen Formulierungsmustern und vom ‚guten Stil‘ im ausgehenden 19. Jahrhundert ... inzwischen eine veränderte Sprachorientierung durchsetzt, die von einer erhöhten Flexibilität im Umgang mit den standardsprachlichen Normen und einer erhöhten Akzeptanz von Variation im Standard geprägt“ sei. Davon ausgehend, machen sie es dieser Tagung zur Aufgabe, herauszuarbeiten, „welche Faktoren ... den Prozess der Destandardisierung und damit die Abschwächung der bedingungslosen Verbindlichkeit von Standardnormen“ fördern. Abgesehen davon, dass für mich eine erhöhte Akzeptanz von Variation im Standard nicht unbedingt gleichzusetzen ist mit einer Destandardisierung, klingt es danach, als sei dieser Prozess schon sehr weit fortgeschritten und die Destandardisierung eine ausgemachte Sache; dass das – je nach Perspektive – nicht ganz so klar ist, zeigen Peter Auer und Helmut Spiekermann in ihrem Beitrag zu diesem Tagungsband. Aus der Tagungsankündigung klingt aber auch so etwas wie Befreiung heraus, denn was „bedingungslos verbindlich“ war, kann eigentlich nur „Zwang“ gewesen sein,

„Diktat“, wenn man so will, wobei mit diesem Begriff schon derjenige Bereich berührt wird, für den das Diktum der bedingungslosen Verbindlichkeit ja auch am unmittelbarsten gilt, die Orthographie nämlich.

Der eben zitierten Feststellung soll hier gar nicht widersprochen werden. Dass deutsche Standardsprache nicht gleich deutsche Standardsprache ist, sondern dass es regionale und nationale Standardvarietäten gibt, kann spätestens seit den Arbeiten Ulrich Ammons nicht mehr ignoriert werden (Ammon, 2004, S. 8ff.). Dass die Grenzen fließend sind zwischen denjenigen Varietäten des Deutschen, denen Standardcharakter zuerkannt wird, und jenen, die man missverständlicherweise als Substandards zu bezeichnen pflegte, muss eigentlich auch nicht erwähnt werden. Dass der Beschreibungsgegenstand Standardsprache an sich schwer – wenn überhaupt – zu fassen ist, belegt eindrucksvoll der Beitrag Heinrich Löfflers. Varianz ist daneben nach Reinhard Fiehler ein „*Grundphänomen gesprochener Sprache*“ (Fiehler 2004, S. 130). Eine Verallgemeinerung auf Sprache schlechthin ist meines Erachtens zulässig. Das strukturalistische Beschreibungsmodell von Sprachen als in sich homogenen Systemen bricht sich an der Wirklichkeit des alltäglichen Sprachgebrauchs. Dieser ist von Heterogenität geprägt, die als solche nicht nur Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung ist, sondern auch Teil der alltäglichen Sprachenerfahrung einer jeden SprachteilhaberIn und eines jeden Sprachteilhabers. Insbesondere die Muttersprachler haben im Laufe ihres Spracherwerbs und ihrer sprachlichen Sozialisation gelernt, dass es im Süden des deutschen Sprachraums *Samstag*, im Norden *Sonnabend* heißt; sie wissen um die Existenz von Aussprachevarietäten und ihrer ganz unterschiedlichen landschaftlichen oder auch sozialen Bedingtheit; sie verfügen über mehr oder weniger ausgeprägte diasituative Register, zwischen denen sie je nach Kommunikationsrahmen und Kommunikationspartner switchen können. Muttersprachler nehmen – das darf unterstellt werden – auch die wesentlichen Unterschiede zwischen gesprochener und geschriebener Sprache wahr. Dies alles geschieht zum Teil unbewusst, zum Teil aber auch als ein bewusster Akt, was sich an Feststellungen des Typs „*Das heißt bei uns aber anders*“ oder Ähnlichen festmachen lässt. Für diejenigen, die Deutsch als Fremdsprache lernen, muss diese innere Variabilität des Deutschen vor allem dann zum Problem werden, wenn sie zum ersten Mal in den deutschsprachigen Raum kommen und hier mit einer Sprachwirklichkeit konfrontiert werden, die ihnen der im Wesentlichen auf geschriebener Sprache aufbauende Deutsch-als-Fremdsprache-Unterricht nicht annähernd vermitteln kann. Das ist allerdings eine Erfahrung, die etwa auch Französischlerner machen, wenn sie beispielsweise im Rahmen des Schüleraustauschs zum ersten Mal nach Frankreich kommen und dort auf Altersgenossen treffen, die nicht wie Pierre und Claudine im Lehrwerk, sondern ganz ungeniert ihren Schülerargot sprechen.

Nun stoßen aber die in der Tagungsankündigung konstatierte „*veränderte Sprachorientierung*“ und die „*neu gewonnene Flexibilität*“ offenbar noch immer auf einen gewissen Widerstand. Das spürt die Dudenredaktion ziemlich un-

mittelbar. Während die Redakteurinnen und Redakteure, die Mitte der Sechzigerjahre diese Dudenredaktion bildeten, wegen ihrer angeblichen „*Normierungswut*“ noch als „*Halbfaschisten*“ beschimpft worden sind, woran ein Leserbrief in der *Süddeutschen Zeitung* vom 10. Februar 2004 erinnert, schallt der aktuellen Dudenredaktion aus der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* vom 28. August 2003 der Vorwurf „*Der Duden zählt nur Wörter*“ entgegen. In beiden Fällen wird ein Urteil über den Duden ausgedrückt, das im Hinblick auf das gestellte Problem von Deskriptivität und Präskriptivität nicht unterschiedlicher sein könnte.

Nicht auf den Duden bezogen, dafür aber auch nicht weniger nachdrücklich, wird die von der These des Tagungsprogramms abweichende Sicht der Dinge in dem 2002 erschienenen Büchlein „*Gutes Deutsch – heute*“ von Ferdinand Urbanek formuliert. Dieses als „*volksnah*“ (Urbanek 2002, S. 7) angelegte Werk entspringt laut Auskunft des Verfassers der „*wachsenden Sorge des Sprachbeflissenen und Sprachlehrers um die Wahrung unserer Muttersprache*“ (ebenda). Es geht ihm um „*den Nachweis von Übertretungen und Verwahrlosung heute gültiger Sprachnormen*“ (Urbanek 2002, S. 8), wobei für Urbanek eine „*gepflegte hochdeutsche Sprechsprache und literarisch fundierte moderne deutsche Schriftsprache ... die beiden Tragsäulen der Standard-Normen [sic!] des Gegenwartsteutschen*“ sind (Urbanek 2002, S. 9). Am ehesten sieht er diese realisiert – das kommt nicht ganz überraschend – in den Nachrichtensendungen von ARD und ZDF. Schon die emotionalisierende Ausdrucksweise – *wachsende Sorge, Wahrung unserer Muttersprache* im Gegensatz zu deren *Verwahrlosung* – macht es leicht, den Verfasser in die Ecke einer bestimmten sprachpflegerischen Tradition zu stellen, die manche vielleicht etwas vorschnell mit dem Attribut „*ewig gestrig*“ zu stigmatisieren geneigt sein mögen. Vorschnell: Denn diese „*Ecke*“ ist möglicherweise gar nicht so klein. Der Verein für Sprachpflege e. V. mit Sitz in Erlangen veröffentlicht seit 2001 die viermal jährlich erscheinende Zeitschrift „*Deutsche Sprachwelt*“, Untertitel: „*Die Plattform für alle, die Sprache lieben*“ – gemeint ist natürlich die deutsche Sprache. Nach eigenen Angaben liegt die Auflage bei 50 000 Exemplaren. Die Leserschaft wird von dem Verein unter Berufung auf eine Lesenumfrage auf 80 000 beziffert.

Unter der Überschrift „*Mein Wort im Duden*“ werden in Ausgabe 13 der „*Deutschen Sprachwelt*“ vom 20. September 2003 diejenigen Kriterien persifliert, welche nach der Wahrnehmung des Autors, Fritz-Jürgen Schaarschuh, die Entscheidung darüber, ob ein Wort in den Duden aufgenommen wird oder nicht, steuern. Er kommt auf 8 Kriterien, von denen ich hier nur drei anführe:

Kriterium Nr. 1: *Das Wort darf in noch keinem Wörterbuch stehen [sic!].*

Kriterium Nr. 2: *Es darf weder aus dem Deutschen kommen noch an ein deutsches Wort erinnern.*

Kriterium Nr. 5: *Es sollte nach freien Rechtschreibregeln geschrieben sein.*

Außerdem weiß der Verfasser, dass die Aufnahme eines Wortes ins Wörterbuch Belege aus dem allgemeinen Sprachgebrauch voraussetzt. Also führt er

vor, wie man solche Belege künstlich erzeugt und damit die Grundlage legt für die Sanktionierung eines neuen Wortes über den Duden – das ist ja das, worauf das Ganze hinausläuft. Der in dieser Persiflage erhobene Vorwurf gegen die Dudenredaktion besteht schlicht darin, dass sie im Duden weitgehend kritiklos verzeichnet, was auf welchen Wegen auch immer in der deutschen Sprache Verbreitung findet. Darin ähnelt diese Kritik dem oben zitierten „*Der Duden zählt nur Wörter*“ aus der Frankfurter Allgemeinen Zeitung. Ein Beleg für eine „*veränderte Sprachorientierung*“ ist der so interpretierte Beitrag aus der „*Deutschen Sprachwelt*“ nach meinem Dafürhalten eher nicht. Vor einigen Jahren konnte man auf der Jahrestagung des Instituts für Deutsche Sprache den Vorsitzenden des „*Vereins Deutsche Sprache*“ erleben. Dieser Verein stützt sich nach Auskunft seiner Internetseite heute auf 18 000 Mitglieder in über 70 Ländern, die „*der Überdruß an der Vermanschung des Deutschen mit dem Englischen*“ vereint. Das klingt auch nicht nach gesteigerter Flexibilität. Und selbst wenn man geneigt sein mag, diese beiden und ähnliche Vereine einfach zu ignorieren, so kann dies für einen Harald Weinrich sicherlich nicht so einfach gelten. Dieser hat – so geschehen im Jahr 2000 – auf einem Symposium der Deutschen Welle über „*die Zukunft der deutschen Sprache im Zeitalter von Globalisierung und Multimedia*“ die Sorge geäußert, die Duldung eines oberflächlichen Englisch an den Schulen könne „*bei Kindern und Jugendlichen zu einem vorzeitigen Stillstand des Sprachinteresses*“ (Weinrich 2000, S. 10) führen, und in diesem Kontext kritisiert er, dass Wörter wie *kids*, *youngsters*, *chatten* und *downloaden* bereits „*Duden-Wörter(!)*“ seien. Wo kein Sprachinteresse mehr vorliegt, kann es nach meinem Dafürhalten aber auch keine Sprachorientierung oder neue Flexibilität geben, immer vorausgesetzt, es handelt sich hierbei um das Ergebnis eines bewussten auf Sprache und sprachliches Handeln gerichteten Verhaltens. Die Kritik Harald Weinrichs an der Aufnahmepolitik des Dudens trifft dabei, so könnte man zugeben, genau ins Schwarze. Eine Auswahlliste von 100 Neuaufnahmen für die 22. Auflage des Rechtschreibdudens, die wir seinerzeit für unsere Werbe- und unsere Presseabteilung zusammengestellt haben, enthält über 40 % Wörter, die ganz oder partiell englischen bzw. amerikanischen Ursprungs sind. Das beginnt mit *Backstage* und führt über *Girlie*, *Global Player* und *Touchscreen* bis hin zu *Website* und *Wellness*. Bezogen auf alle Neuaufnahmen wäre der Anteil von Anglizismen und Amerikanismen zwar niedriger. Die Tendenz aber ist da.“

Wenn diese Stimmen beispielhaft zitiert wurden, dann nur, um zu skizzieren, in welchem Spannungsverhältnis zwischen Deskriptivität einerseits („*Das sind alles schon Duden-Wörter(!)*“) und – *ex negativo* betrachtet – Präskriptivität andererseits („*Der Duden zählt nur Wörter*“; offenbar erwartet man von ihm mehr und anderes) die von der Dudenredaktion geleistete Wörterbucharbeit erfolgt. Zu diesen beiden Polen kommt ein dritter hinzu. Die von der Dudenredaktion erarbeiteten Gebrauchswörterbücher – und das gilt in allererster Linie für den Rechtschreibduden – entstehen nicht unter standardisier-

ten Laborbedingungen, wenn dieses Bild aus der Welt der Naturwissenschaften herangezogen werden darf. Damit ist ausdrücklich nicht gesagt, dass es keine Entscheidungskriterien gibt für die Aufnahme oder Streichung von Wörtern und die Art und Weise, wie bestimmte sprachliche Phänomene darzustellen sind. Außerdem stützt die Dudenredaktion ihre sprachlichen Befunde auch längst nicht mehr auf die früher so gerühmte konventionelle Belegkartei, sondern – wie es heute allgemein gefordert wird – auf die maschinelle Analyse elektronischer Belegsammlungen und extern verfügbarer sowie eigener Volltextkorpora. An diese stellt sie durchaus den Anspruch auf eine möglichst große Textsortenbreite, weil ihr die leichter zugänglichen zeitungsbasierten Korpora als allgemeinsprachliche Quellenbasis nun doch nicht aussagefähig genug sind. Bis Ende dieses Jahres wird dieses dudeneigene Korpus bereits 900 Millionen annotierte Wortformen umfassen. Diesen dritten Pol nennt Michael Schlafer die „*wörterbuchpraktischen Erfahrungen*“, durch welche „*sowohl die wissenschaftliche als auch die populäre Lexikographie bestimmt*“ werden (Schlafer 2002, S. 75). Hier gibt es sicherlich wesentliche Unterschiede zwischen der wissenschaftlichen und der populären Lexikographie zu bedenken. Für die Gebrauchswörterbücher gesprochen, werden diese Erfahrungen aber nicht allein, wie Schlafer es anklingen lässt, durch eine „*weit zurückreichende Tradition*“ (ebenda) gesteuert; viel wichtiger ist, dass ihr Inhalt durchaus beeinflusst wird von ihren Benutzerinnen und Benutzern. Das kann auch gar nicht anders sein bei Wörterbüchern wie dem Rechtschreibduden, die seit Jahrzehnten – 2005 wird der Duden 125 Jahre alt – im deutschsprachigen Raum ein breit gestreutes Publikum erreichen und mit denen ganze Generationen groß geworden sind.

Diese Einflussnahme der Benutzerinnen und Benutzer trifft in besonderem Maße auf diesen Rechtschreibduden zu, der sich auch deshalb seit langem von dem Orthographikon, als das er ursprünglich von Konrad Duden angelegt war, wegentwickelt hat hin zu einem Hybridwörterbuch, mit dem die unterschiedlichsten sprachlichen Fragen geklärt werden und aus der Sicht der Benutzer geklärt werden können sollen. Dass er obendrein von vielen auch zur eigenen sprachlichen Identifizierung herangezogen wird, verstärkt zusätzlich diesen Aspekt der Mitgestaltung von außen. Solche Identifizierung über das Wörterbuch äußert sich zum Beispiel darin, dass die Dudenredaktion immer wieder Hinweise auf vermeintlich fehlende Wörter erhält, die im sprachlichen Umfeld des betreffenden Benutzers – zum Beispiel als Teil seiner lokalen oder regionalen Umgangssprache – geläufig sind, im Duden aber nicht oder – eben noch nicht – verzeichnet sind und deshalb nicht im deskriptiven Fokus der Dudenredaktion liegen, weil deren Textquellen, die ja im Wesentlichen der Beschreibung standardsprachlicher Phänomene dienen sollen, Dialektales – um nur bei diesem Beispiel zu bleiben – nicht oder nur in eher geringem Maße berücksichtigen.

Das sich hieraus entwickelnde Dilemma ist, siehe die eingangs skizzierte Kritik, dass der Duden für die einen viel zu viel, für die anderen aber viel zu

wenig verzeichnet und damit implizit oder auch explizit regelt bzw. nicht regelt. Für ein allgemeines Gebrauchswörterbuch ist dieses Dilemma kaum zu lösen, zumal es wenig nützt, die im Hinblick auf einen deskriptiven Anspruch des Wörterbuchs gemachten Prämissen in Vorworten oder Wörterbucheinleitungen darzulegen, weil diese vom Laienbenutzer, so jedenfalls die Erfahrung der Dudenredaktion, nicht zur Kenntnis genommen werden. Mit Laienbenutzer sei in der Folge Ulrich Püschels ein Wörterbuchbenutzer gemeint, „*der Wörterbücher nicht zu wissenschaftlichen Zwecken bzw. wissenschaftspraktischen Zwecken gebraucht*“ (Püschel 1989, S. 128f.), sondern das Ziel hat, „*bei der Textproduktion oder Textrezeption auftretende Sprachprobleme mit Hilfe des Wörterbuchs zu bewältigen*“ (ebenda, S. 129). Letztendlich handelt es sich um das Dilemma, dass der Duden den einen nicht präskriptiv, den anderen nicht deskriptiv genug ist. Die Frage ist, auf welche Seite sich das Gebrauchswörterbuch nun schlagen soll.

In seinem Bericht über das Symposium „Sprachnormierung in nordischen Wörterbüchern“, welches vom 8. bis 10. Februar 2002 in Kopenhagen stattfand, zitiert Henning Bergenholtz das „*Dictionary of Lexikography*“ (Bergenholtz 2002, S. 264) mit den Worten:

*„It is not the function of a dictionary-maker to tell you how to speak, any more than it is the function of the mapmaker to move rivers or rearrange mountains or fill in lakes.“*

Nach dem bisher Gesagten muss einem solchen, offenbar als streng deskriptiv auszulegenden Anspruch an die Lexikographie deutlich widersprochen werden. Das ist im Rahmen der Kopenhagener Tagung, soweit deren Ergebnisse von Bergenholtz zusammengefasst sind, durchaus geschehen, und das kann auch aus der Sicht der Dudenredaktion nicht anders sein. Natürlich verlegt der Kartograph auf seinen Landkarten keine Flüsse, sowenig er Gebirge neu auffaltet, die in Jahrmillionen erodiert sind. Aber er liefert seinen Benutzern ein Hilfsmittel zur Orientierung im geographischen Raum. Die Karten etwa, die ein Bartolomeu Diaz und seine seefahrenden Vorgänger in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts für die Könige von Portugal von der Westküste Afrikas gezeichnet haben, dienten keinem ästhetischen Selbstzweck. Sie waren nichts anderes als eine Segelanweisung, deren Befolgung den sicheren Seeweg nach Indien eröffnete, der mit der Umsegelung des Kaps der guten Hoffnung dann auch gefunden war. Diese Karten, die seinerzeit zu den wichtigsten Staatsgeheimnissen Portugals zählten, waren Wegweiser, als solche angelegt und als solche genutzt. Mit Wörterbüchern verhält sich das ähnlich.

An dieser Stelle ist es geboten klarzustellen, welche Konzepte im Kontext dieses Beitrages hinter den Begriffen Deskriptivität und Präskriptivität stehen. Deskriptivität sei in Anlehnung an Herbert Ernst Wiegand (Wiegand 2000, S. 677) dann gegeben, wenn das Wörterbuch sich auf die neutrale Abbildung beobachteter sprachlich-lexikalischer Phänomene beschränkt und es im Sinne der oben beschriebenen „*Leave-your-language-alone-Haltung*“ dem

Benutzer überlässt, die für sein sprachliches Verhalten nötigen Schlüsse aus dieser Abbildung abzuleiten.

Nun wissen wir aber – es sei noch einmal an Ulrich Püschel erinnert –, dass der Laienbenutzer im Allgemeinen nicht mit einem wissenschaftstheoretischen Anliegen auf das Wörterbuch zugreift, sondern mit der zielgerichteten Absicht, ein im Rahmen eines kommunikativen Aktes auftretendes individuelles sprachliches Problem zu lösen. Das heißt, einfach ausgedrückt, er sucht im Wörterbuch Hilfestellung. Und im Sinne einer solchen Hilfestellung möchte die Dudenredaktion den präskriptiven Aspekt des Wörterbuchs verstanden wissen und nicht im Sinne der eingangs zitierten „*bedingungslosen Verbindlichkeit*“. Bergenholtz hat festgestellt, dass es „*vollständig präskriptive Wörterbücher*“, über die eine solche „*bedingungslose Verbindlichkeit*“ überhaupt durchgesetzt werden könnte, ohnehin eher selten gebe (Bergenholtz, 2001, S. 511). Es wird deshalb vorgeschlagen, den Typ des konsultativen Gebrauchswörterbuchs einzuführen (vgl. hierzu auch Bergenholtz 2001). Ein solches Wörterbuch empfiehlt bei empirisch festgestellter oder über Vorschriften geregelter Varianz seinen Benutzerinnen und Benutzern eine dieser Varianten, wobei Messgröße für diese Entscheidung der allgemeine Sprachgebrauch ist. Dass man in diese Richtung denken kann, geht auf eine Erfahrung zurück, die immer wieder in der Duden-Sprachberatung gemacht wird.

Lässt man einmal die schriftlichen Anfragen an die Duden-Sprachberatung außer Acht, die heute nur noch einen kleinen Teil des Beratungsaufkommens ausmachen, dann kommt die Sprachberatung auf durchschnittlich 180 telefonische Anfragen pro Tag. Bei 210 Arbeitstagen im Jahr macht das annähernd 38 000 Anfragen pro Jahr. Damit sind nur die angenommenen Gespräche beziffert. Faktisch gehen jährlich weit über 60 000 Anrufe bei der Duden-Sprachberatung ein, die, selbst wenn man eine gewisse Quote von Wahlwiederholern einrechnet, nur deshalb nicht alle angenommen werden können, weil der redaktionelle Aufwand hierfür einfach nicht zu finanzieren ist. Die Duden-Sprachberatung verursacht jährlich Kosten in Höhe von 200 000 €. Über die seit einigen Jahren erhobenen Gebühren können diese gerade einmal zur Hälfte gedeckt werden. Die Sprachberatung hat für die Anrufenden letztendlich dieselbe Funktion wie das Wörterbuch oder andere Sprachnachschlagewerke. Sie wird konsultiert, wenn ein sprachliches Problem vom Individuum nicht selbst oder nicht eindeutig gelöst werden kann. Dass ein Anruf bei der Sprachberatung den Griff zum Wörterbuch regelrecht ersetzt, ist an Aussagen abzulesen wie: „*Ich habe zwar den Duden, rufe aber lieber bei Ihnen an*“ und Ähnlichen. In solchen Sprachberatungsgesprächen wird das Bedürfnis vieler Sprachteilhaberinnen und Sprachteilhaber nach der oben angesprochenen „Hilfestellung im sprachlichen Zweifelsfall“ für die Sprachberaterinnen und Sprachberater unmittelbar erlebbar, und zwar gerade dann, wenn es – mathematisch gesprochen – keine uneindeutigen Antworten auf die ihnen gestellten Fragen gibt.

Beispiel: Heißt es – *Deskriptivität und Präskriptivität aus der Sicht des Duden* oder *aus der Sicht des Duden*? Im vorläufigen Programm dieser Jahres-

tagung steht zu lesen „... *aus der Sicht des Duden*“, im Faltblatt, das den Tagungsunterlagen beigelegt ist, „... *aus der Sicht des Duden*“. Dagegen ist nichts einzuwenden; entsprechend verzeichnet die Dudengrammatik zur Beugung von Eigennamen unter Randnummer 427 (Duden 4, 1998, S. 250f.):

*„Die Beugung der Namen von Straßen, Gebäuden, Firmen, Organisationen, Regierungssitzen, Schiffen, Büchern, Zeitungen, Zeitschriften, Theaterstücken, Opern, Gedichten, Kunstwerken u. a. ist auch dann notwendig, wenn sie in Anführungszeichen stehen.“*

Beispiel u. a.: *die Wirkung des „Zauberlehrlings“*

Ergänzend heißt es dann aber:

*„Einfache (eingliedrige) Namen, Titel usw. ohne nähere Bestimmung stehen oft schon ohne Genitiv-s, besonders dann, wenn sie Eigennamen oder Fremdwörter sind.“*

Beispiel u. a.: *der Dichter des „Faust“*

Während der erste Teil der Aussage noch den Charakter einer zwingenden Vorschrift hat – „*Die Beugung ist ... notwendig, wenn ...*“ –, beschreibt der zweite Teil lediglich einen Zustand, wobei die 6. Auflage der Dudengrammatik offen lässt, wie dieses „oft schon“ quantitativ zu bewerten ist.

Der aus der Auswertung der Duden-Sprachberatung resultierende Dudenband 9, „Richtiges und gutes Deutsch“, zitiert wird die 5. Auflage 2001, spricht zu demselben Sachverhalt eine eindeutige Empfehlung aus, indem es heißt (Duden 9, 2001, S. 201):

*„Buchtitel sollten stets gebeugt werden, auch dann, wenn sie in Anführungszeichen stehen.“*

Man kann – vielleicht nicht zu Unrecht – kritisieren, dass diese Empfehlung nicht begründet wird. Außerdem sind solche Empfehlungen, darauf hat kürzlich Peter Eisenberg zu Recht hingewiesen, immer wieder auf ihre Geltung hinsichtlich des sich wandelnden Sprachgebrauchs empirisch zu überprüfen. Trotzdem entsprechen sie nach allen Erfahrungen der Sprachberatung einer typischen Erwartungshaltung des Laienbenutzers, der ja – egal ob er eine telefonische Auskunft einholt oder ein Nachschlagewerk konsultiert – in aller Regel die schnelle Lösung seines sprachlichen Problems anstrebt, weil der eigentliche Inhalt seines Handelns nicht metasprachlicher Natur, sondern ziemlich konkret ist: grob gesprochen, schreibt er einen Brief, ein Protokoll, einen Vortrag oder er liest oder korrigiert derartige Texte. Wobei in diesem Zusammenhang das ganze Problem des Übersetzens ausgeklammert bleibt.

Uwe Förster, lange Jahre Leiter des Sprachberatungsdienstes der Gesellschaft für deutsche Sprache in Wiesbaden, schreibt einmal, der Sprachberatungsdienst widme sich „den Nöten des Alltags“ (Förster 2000, S. 185), umgekehrt heißt das, er wird mit den Alltagssprachlichen Nöten der Sprachteilhaberinnen und Sprachteilhaber konfrontiert. Und es erweist sich – das werden alle Kolleginnen und Kollegen, die regelmäßig Sprachauskünfte erteilen, bestätigen können –, dass diejenigen, die sich an solche Einrichtungen wenden, von den Beraterinnen und Beratern – bildlich gesprochen – an die Hand genommen werden wollen. Das geht so weit, dass in Fällen möglicher

Varianz – beide Muster sind im Sprachgebrauch nachweisbar *aus der Sicht des Dudens* und *aus der Sicht des Duden* – die Beratenden ultimativ zu einer Entscheidung aufgefordert werden. Dabei geht es gar nicht immer um die Frage, welche Variante nun richtig oder falsch sei – das kommt natürlich auch vor, weil jeder sprachliche Laie über ein mehr oder weniger diffuses Norm- und Regelverständnis zu verfügen scheint –, sondern es geht um gezielt erbetene Empfehlungen nach dem Motto „*Und wie würden Sie es machen?*“ – Sie, die Sprachberaterin oder der Sprachberater. Dieser Frage lässt sich nicht mehr ausweichen. Sie fordert ein klare und lösungsorientierte, das heißt eindeutige Antwort. Was man hierauf nicht antworten kann, ist „*Mache es, wie du willst.*“ Uwe Förster hat dieses Problem damit erklärt, dass „*die neuen Entscheidungsfreiheiten*“ viele „*als Last empfinden, mit der sie zum Sprachberater kommen*“ (Förster 2000, S. 192).

Beispiel: die Rechtschreibung. Die Vorlage – oder besser: das Bekanntwerden – des 4. Berichts der Zwischenstaatlichen Kommission für deutsche Rechtschreibung im Januar 2004 hat die öffentliche Diskussion um die Frage nach der Verschriftung des Deutschen neu entfacht. Bekanntermaßen ist die Rechtschreibung derjenige Bereich unserer Sprache, der am unmittelbarsten geregelt ist und zwar, wie Wiegand (2000, S. 678) herausgestellt hat, über Vorschriften. Da diese, vom Bundesverfassungsgericht im Juli 1998 für Deutschland bestätigt, von den Kultusministern der Länder „verkündet“ werden können – in Sachen Rechtschreibung sind die Kultusminister die Normautorität im Sinne Ammons schlechthin –, haben sie zwangsläufig aus der Perspektive des durchschnittlichen Sprachteilhabers ein besonderes Gewicht. Hinzu kommt, dass sie im Unterricht eingeübt und Verstöße gegen diese Vorschriften sanktioniert werden. Darin gleichen sie den Vorschriften der Straßenverkehrsordnung wie jedem beliebigen Gesetz. Wie diese Rechtschreibvorschriften durchgesetzt werden, hat jeder aus eigenem Erleben heraus in Erinnerung. Dabei soll sich keiner über die Art und Weise mokieren, in der früher in anderen Sprachgemeinschaften Kinder bestraft wurden, wenn sie sich in der Schule nicht normgemäß verhielten, sondern sich etwa in einer Minderheitensprache oder einem Dialekt ausdrückten. Merkverse des Typs „*Wer nämlich mit h schreibt, ist dämlich*“ und Eselskappen liegen in ihrer (demütigenden) Wirkung im Zweifel nicht weit auseinander.

Wie die Tatsache, dass die Verschriftung des Deutschen über amtliche Vorschriften festgelegt ist, ihre individuelle Handhabe einzuschränken scheint, so ist dem allgemein gebräuchlichen Begriff „Rechtschreibung“ eine Wertung implizit. Wer den Vorschriften der Rechtschreibung folgt, schreibt richtig. Demnach schreibt derjenige falsch, der diese Vorschriften bewusst oder unbewusst missachtet. So jedenfalls stellt sich die Sachlage für einen Großteil der Sprachteilhaberinnen und Sprachteilhaber dar, die sich als Schüler und Lehrer, Eltern und Erzieher, Sekretärinnen, Sachbearbeiter oder in welcher Rolle auch immer nicht auf den Standpunkt eines Hans Magnus Enzensbergers stellen können, der in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 30. Januar

2004 mit den Worten zitiert wird: „*Wir schreiben sowieso, wie wir wollen.*“ Wohl dem, der sich zu dieser im Pronomen anklingenden Gruppe zählen kann, mit der – das darf angenommen werden – jene deutschsprachigen Schriftstellerinnen und Schriftsteller gemeint sind, welche sich generell gegen die neue Rechtschreibung von 1996 ausgesprochen haben. Wohl auch denen, die sich beim Chatten im Internet mit ihresgleichen mit der Frage einer konventionellen Rechtschreibung gar nicht erst befassen, sondern auch auf der Ebene der Graphie ihren eigenen Code pflegen, der über das hinausgeht, was mit 26 Buchstaben und vier Zusatzzeichen und ein paar kodifizierten Regeln in Schrift gefasst werden kann. Wie aber verhält sich der große Rest? Dieser kann sich in aller Regel auch nicht auf eine Position zurückziehen, welche ein anderer deutscher Schriftsteller, Walter Kempowski, in einem Spiegel-Beitrag 1996 vertreten hat, indem er, im Zusammenhang der damals eben verabschiedeten Neuregelung der deutschen Rechtschreibung auf die Feststellung der ihn befragenden Journalisten, dass es in Sachen Rechtschreibung ohne Duden wohl doch nicht ganz gehe, erklärte: „*Wissen Sie, ich habe noch nie einen besessen. In meinem Verlag sitzt ja ein Lektor, der mit mildem Lächeln und dem Gemurmel ‚eigensinnige Orthographie‘ alle meine Fehler rausstreicht*“ (Der Spiegel, Nr. 42, 1996, S. 280). Ich kenne solche Lektoren. Glücklicherweise sind sie ob einer solchen Haltung meist nicht. Immerhin erkennt Kempowski im Gegensatz zu Enzensberger die Existenz einer standardisierten Rechtschreibung an, wenn er selbst von Fehlern spricht. Welche Vorschriften er dabei für akzeptabel und welche für nicht akzeptabel hält, bleibt davon unberührt und muss hier auch nicht weiter interessieren. Was für Kempowski der „*mild lächelnde Lektor*“ ist, das ist für den sprachlichen Laien das Nachschlagewerk, der Duden, die Grammatik oder die Sprachberatung. Und wie Kempowski sich auf die Hilfestellung seines Lektors stützt, so stützt sich der Laie auf die Empfehlungen der Sprachberaterinnen und Sprachberater, wenn er durch Nachschlagen nicht zu einer befriedigenden, eindeutigen Lösung seines sprachlichen Problems kommt.

Und genau so geht er auch an Wörterbücher heran. Die lexikologische Forschung hat in den vergangenen fünfzehn, zwanzig Jahren längst erwiesen, dass es praktisch unmöglich ist, streng deskriptive Gebrauchswörterbücher zu verfassen, weil auch im Wörterbuch als deskriptiv verstandene Informationen vom Laienbenutzer präskriptiv gelesen werden. Hierzu sei auf die Arbeiten von Wiegand, Püschel, Ripfel u. a. verwiesen. Das beginnt schon bei der Wortauswahl. In der Vergangenheit ist von Laien immer wieder behauptet worden, ein Wort, das nicht im Duden stehe, existiere entweder nicht oder dürfe in eher als offiziell zu charakterisierenden Kontexten nicht verwendet werden. Dass dieses Verständnis absurd ist, muss eigentlich nicht gesagt werden, und doch ist es schwer, eine solche Vorstellung zurechtzurücken. Es wurde schon gesagt, dass Vorworte und Wörterbucheinleitungen in der Regel nicht gelesen werden. Präskriptivität ergibt sich auch zwangsläufig aus der Notwendigkeit einer linearen Darstellung sprachlicher Informationen im gedruckten Buch

und entsprechend in davon abgeleiteten elektronischen Derivaten. Als Beispiel sei noch einmal auf die Rechtschreibung verwiesen.

§ 37 E 1 des amtlichen Regelwerks von 1996 soll nach Auskunft des 4. Berichts der Zwischenstaatlichen Kommission vom Januar 2004 zukünftig lauten:

*„Aus anderen Sprachen stammende Verbindungen aus Adjektiv und Substantiv, die sich im Deutschen wie Zusammensetzungen verhalten, werden zusammengeschrieben; daneben ist auch Getrennschreibung in Anlehnung an die Herkunftssprache möglich.“*

Beispiele: *Bigband/Big Band; Blackbox/Black Box; Bluejeans/Blue Jeans*

Nach § 45 (2) lässt sich, obwohl zu dem Wortbildungstyp Adjektiv + Substantiv aus einer fremden Sprache auf § 37 E 1 verwiesen wird, nicht ausschließen, dass auch die Schreibung *Big-Band*, entsprechend *Black-Box* und *Blue-Jeans*, zulässig ist.

Völlig unabhängig von der Tatsache, ob eine solche Vorschrift begründet oder unbegründet ist: Den Wörterbuchschreiber zwingt sie auf alle Fälle dazu, mindestens zwei Schreibvarianten zu lemmatisieren, wobei ihm zum einen die unausweichliche Voranstellung einer dieser Varianten bereits als normierend ausgelegt werden kann, wie ihm das zum anderen auch zum Vorwurf gemacht werden kann, wenn er eine dritte aus dem Vorschriftenkatalog möglicherweise ableitbare Variante unterschlägt. Da die Variantenführung aus der ursprünglichen Wortliste von 1996 aufgehoben werden soll, kann streng genommen im einen Wörterbuch die Zusammenschreibung, im anderen die Getrennschreibung Erstposition einnehmen. Jedes dieser Wörterbücher setzt damit einen Schwerpunkt, der in die jeweils andere Richtung präskribierend wirkt. Hinzu kommt, dass aus der Sicht des Benutzers diejenige Information, die in einer Sequenz von Informationen an erster Stelle steht, zwangsläufig ein besonderes Gewicht hat. Das lässt sich auch nicht dadurch lösen, dass nachfolgende Varianten mit einer Sprachgebrauchsangabe des Typs *„ebenso uneingeschränkt möglich“* – ein einfaches *auch* kann schon wieder als abwertend interpretiert werden – eingeleitet werden, weil dem an einer schnellen Lösung seines – in diesem Falle orthographischen – Problems interessierten Benutzer die Erstinformation ja bereits ausreicht. Er muss sich gar nicht die Zeit nehmen und die Mühe machen weiterzulesen, und er umgeht auf diese Weise auch die Notwendigkeit, eine eigene Entscheidung treffen zu müssen. Er ist in aller Regel mit der Erstinformation vollauf bedient.

Es ist neuerdings vorgeschlagen worden – es sei noch einmal auf die Zusammenfassung des Kopenhagener Symposiums zum Thema Sprachnormierung in nordischen Wörterbüchern aus dem Jahr 2002 von Henning Bergenholtz verwiesen –, den vermeintlichen Widerspruch von deskriptiven und präskriptiven Informationen im Wörterbuch dadurch aufzulösen, dass eine Trennung gezogen wird zwischen Produktionswörterbüchern, die dem Benutzer *„immer ... Hilfestellungen und genaue Ratschläge geben“*, und Rezeptionswörterbüchern, *„die immer deskriptiv sein ... und dem Benutzer im optimalen Fall je-*

*des sprachliche Phänomen darbieten“* sollen (Bergenholtz 2002, S. 267). Abgesehen davon, dass auf der zurückliegenden Tagung der DGfS in Mainz im Rahmen der Arbeitsgruppe „Gesteuerter und ungesteuerter Grammatikerwerb“ die Frage heftig diskutiert worden ist, was in einem korpusbasierten und demnach streng deskriptiven Wörterbuch gezeigt werden muss und was nicht – es ging hierbei vor allem um Einzelbelege –, wird es nicht ganz einfach sein, dem Laienpublikum den Unterschied zwischen Produktions- und Rezeptionswörterbuch zu erklären. Vor allem wird diese Rechnung nur aufgehen, wenn an den Schulen eine entsprechende Wörterbuchbenutzungskultur greift, die nach meiner Wahrnehmung zumindest in Deutschland noch immer fehlt. Wer nicht gerade als Wissenschaftler oder als Übersetzer um die Vielzahl unterschiedlicher Wörterbuchtypen und deren unterschiedliche Anwendungen weiß, wird immer geneigt sein, sich ein Wörterbuch anzuschaffen, das all seine Benutzungsanliegen universal befriedigt. Und das ist dann eher ein Rechtschreibduden als ein Deutsches Universalwörterbuch, wie die Verkaufszahlen ziemlich eindeutig belegen.

## Literatur

- Ammon, Ulrich (2004): Sprachliche Variation im heutigen Deutsch. Nationale und regionale Standardvarietäten. In: Der Deutschunterricht 1/2004, S. 8–25.
- Bergenholtz, Henning (2001): Proskription, oder: So kann man dem Wörterbuchbenutzer bei Textproduktionsschwierigkeiten am ehesten helfen. In: Sprache im Alltag. Beiträge zu neuen Perspektiven in der Linguistik. Herbert Ernst Wiegand zum 65. Geburtstag gewidmet. Hrsg. von Andrea Lehr, Matthias Kammerer, Klaus-Peter Konerding, Angelika Storrer, Caja Thimm, Werner Wolski. Berlin/New York (Walter de Gruyter). S. 499–19.
- Bergenholtz, Henning (2003): Sprachnormierung in nordischen Wörterbüchern. Bericht über ein Symposium in Kopenhagen am 8.–10. Februar 2002. In: Lexicographica. Internationales Jahrbuch für Lexikographie. Edited by Frederic F.M. Dolezal, Alain Rey, Thorsten Roelcke, Herbert Ernst Wiegand, Werner Wolski, Ladislav Zgusta. 18/2002. Tübingen (Max Niemeyer Verlag).
- Duden – Grammatik der deutschen Gegenwartssprache (1998): 6., neu bearbeitete Auflage. Hrsg. von der Dudenredaktion. Bearbeitet von Peter Eisenberg, Hermann Gelhaus, Helmut Henne, Horst Sitta und Horst Wellmann. Mannheim (Dudenverlag).
- Duden – Richtiges und gutes Deutsch (2001): Wörterbuch der sprachlichen Zweifelsfälle. 5., neu bearbeitete Auflage. Hrsg. von der Dudenredaktion. Mannheim (Dudenverlag).
- Fiehler, Reinhard (2004): Die Vielfältigkeit gesprochener Sprache. In: Reinhard Fiehler, Birgit Barden, Mechthild Elstermann, Barbara Kraft: Eigenschaften gesprochener Sprache. Tübingen (Gunter Narr Verlag). S. 129–156. (= Studien zur Deutschen Sprache 30/2004).
- Förster, Uwe (2000): Der Sprachberatungsdienst der Gesellschaft für deutsche Sprache. In: Der Sprachdienst 1972, S. 2–13. Wieder abgedruckt in: Förster, Uwe: Sprachpflege auf wissenschaftlicher Grundlage. Mannheim (Dudenverlag), S. 185–206.
- Püschel, Ulrich (1989): Wörterbücher und Laienbenutzung. In: Wörterbücher. Ein internationales Handbuch zur Lexikographie. Hrsg. von Franz Josef Hausmann, Oskar Reichmann, Herbert Ernst Wiegand, Ladislav Zgusta. Erster Teilband. Berlin/New York (Walter de Gruyter). S. 128–135.

- Ripfel, Martha (1989): Die normative Wirkung deskriptiver Wörterbücher. In: Wörterbücher. Ein internationales Handbuch zur Lexikographie. Hrsg. von Franz Josef Hausmann, Oskar Reichmann, Herbert Ernst Wiegand, Ladislav Zgusta. Erster Teilband. Berlin/New York (Walter de Gruyter). S. 189–207.
- Schlaefer, Michael (2002): Lexikologie und Lexikographie. Eine Einführung am Beispiel deutscher Wörterbücher. Berlin (Erich Schmidt Verlag).
- Urbanek, Ferdinand (2002): Gutes Deutsch – heute. Paderborn (IFB Verlag).
- Weinrich, Harald (2000): Deutsch in Linguafrancaland. In: Passé und mega-out? Zur Zukunft der deutschen Sprache im Zeitalter von Globalisierung und Multimedia. Köln (Deutsche Welle).
- Wiegand, Herbert Ernst (1986): Von der Normativität deskriptiver Wörterbücher. Zugleich ein Versuch zur Unterscheidung von Normen und Regeln. In: Sprachnormen in der Diskussion. Beiträge vorgelegt von Sprachfreunden. Berlin/New York (Walter de Gruyter). S. 72–101. Wieder abgedruckt in: Herbert Ernst Wiegand: Kleine Schriften. Eine Auswahl aus den Jahren 1970 bis 1999 in zwei Bänden. Band 1; 1970–1988. Hrsg. von Matthias Kammerer und Werner Wolski. Berlin/New York (Walter de Gruyter) 2000. S. 665–683.